

LUANNE RICE

Die azurblaue Insel

ROMAN

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Tina Thesenvitz

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»The Deep Blue Sea for Beginners« bei Bantam Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juli 2014

Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages / Francesco Iacobelli

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51325-5

2 4 5 3 1

In Gedenken an meine Mutter und an Mim.

Prolog

Lyra Nicholson Davis stand in dem Olivenhain am hinteren Ende des umzäunten Gartens, der oberhalb der Bucht von Neapel lag. Bienen summten in der Bougainvillea, und der Morgenwind ließ die zarten, silbrigen Blätter über ihrem Kopf rascheln. Das blaue Wasser von Capri war ruhig und klar, nur die weißen Heckwellen der vorbeifahrenden Schiffe kratzten an der Oberfläche.

Max war weggefahren, um Pell abzuholen. Er hatte das kleine gelbe Boot genommen und war vor der Morgendämmerung losgefahren, um am Kai von Sorrent zu warten. Pells Flug war pünktlich. Lyra hatte im Internet nachgeschaut, war dem Flugzeug von New York nach Rom gefolgt und hatte zugesehen, wie die winzige grafische Darstellung des Flugzeugs über den Atlantik flog.

Das Fernglas fühlte sich heiß in ihrer Hand an. Was würde sie erblicken, wenn sie hinaus auf das Boot sah, das übers Wasser kommen würde? Würde sie ihre Tochter erkennen? Natürlich, sagte sie sich. Pells Schulfotos waren wunderbar; Lyra hatte jedes zusammen mit denen von Lucy in eine Ecke ihrer Schreibtischschublade gesteckt.

Sie sah auf die Uhr: zehn Uhr morgens. Das Leben war voller Veränderungen; jeder Tag war ein Zusammentreffen und ein Auseinandergehen. Kleine Dinge: Die weißen Rosen blühten wieder, die Vollmondtide spülte ein Paar Ruder von den Fel-

sen, man verlor seine Brille. Auch große Dinge, die einem den Atem raubten, veränderten alles, ließen den Lauf des Lebens explodieren.

Die fröhlichen Dinge: Sie heiratete, bekam zwei Babys. Die schrecklichen: Tod, Verlust. Sooft trafen einen die wirklichen großen Momente wie ein Schock, wie ein Tsunami an einem Sonntag. Selten wurde man rechtzeitig davor gewarnt, dass die Welt, die man aufgebaut hatte, sich verändern würde.

Für Lyra würde dies innerhalb einer Stunde so sein. Sie hielt das Fernglas und wollte es vor die Augen heben. Doch das konnte sie nicht, noch nicht. In der Minute, in der sie es täte, in der sie den Horizont nach dem gelben Boot absuchte, wäre sie wieder eine Mutter.

Sie würde ein Mädchen erblicken, das sie kaum kannte. Ein tapferes, erstaunliches Kind, das den weiten Weg hierhergefliegen war, um die Frau zu treffen, die sie und ihre Schwester im Stich gelassen hatte. Welches junge Mädchen würde so etwas tun? Diesen Besuch anregen, in ein Flugzeug steigen und nach Capri kommen. Wie würde ihre erste gemeinsame Umarmung sein? Oder würde Pell sie von sich stoßen?

Lyra brachte es nicht über sich, das Fernglas vor die Augen zu halten. Blauer Himmel und blaues Meer umgaben sie. Himmel, blauer Himmel. Tiefes Blau. Capri. Hierher war sie gekommen, um vor sich selbst und vor allem zu fliehen, was sie aufgegeben hatte.

Sie war sich nicht sicher, ob sie es verdiente, es wiederzube-
kommen.

1

Ich war die ganze Nacht geflogen. War in New York gestartet, hatte den Atlantik überquert, und dann war das Flugzeug Richtung Osten in die Dunkelheit nach Rom geflogen. Sterne standen am Himmel. Sobald die Flugbegleiter die Kabinenlichter gedimmt hatten, starrte ich zum Fenster hinaus auf die Tausende von Sternbildern. Ich glaube, ich habe keine Minute geschlafen. Meine Gedanken waren ein Netz, das mich von einem zum nächsten schwingen ließ.

Ich war allein – ich meine, es waren zwar noch andere Menschen im Flugzeug, aber ich reiste allein, ohne Lucy. Man nimmt kleine Schwestern nicht mit auf eine Mission, vor allem, wenn man sich völlig unsicher ist, wie diese enden wird. Meine Großmutter hatte darauf bestanden, dass ich erster Klasse flog. Es war nicht mal eine Diskussion – sobald ich ihr erzählt hatte, dass ich nach Italien fliegen würde, um meine Mutter zu sehen, brachte sie mich, so sehr ihr die Idee auch missfiel, in Kontakt mit dem Reisebüro der Familie und sagte: »Pell Davis, du hast schon immer hoffnungslose Fälle geliebt.«

Travis fuhr mich von Newport, Rhode Island, zum JFK. Wir sprachen nicht viel. Jeder von uns hatte zu viel zum Nachdenken. Er musste zurück an seine Arbeit, und ich dachte daran, was ich mir auf dieser Reise zum Ziel gesetzt hatte, und beide dachten wir an die Wochen, die vor uns lagen und die wir getrennt verbringen würden.

Es gab gute Gründe für diese Reise. Ich wusste, ich musste sie Travis nicht erklären. Er ist mein Freund, aber wir haben eine ungewöhnliche Beziehung. Er ist in unserer Schule ein Footballstar und deshalb hart, aber auf eine Weise sensibel, die alle Äußerlichkeiten Lügen straft.

Er fuhr mich durch Connecticut über die Whitestone Bridge zum Terminal von Alitalia am JFK. Wir kamen sehr früh dort an und hatten noch Stunden Zeit. Die mittägliche Junisonne war heiß, als wir aus dem Auto stiegen.

Travis hob meine Tasche und meinen Rucksack aus dem Kofferraum und überprüfte, ob ich meinen Pass dabei hatte. Vor vierundzwanzig Stunden, der frühestmögliche Zeitraum, hatte er mir meine Bordkarte ausgedruckt. Ich sah auf die Uhr und rechnete aus, wie lange er brauchen würde, um wieder nach Hause nach Newport zu kommen. Er hatte auf einem Fischerboot als Deckjunge angeheuert, und sie fuhren in der Abenddämmerung hinaus aufs Meer.

Wir kümmerten uns umeinander, genauso wie wir uns um unsere Schwestern und, in Travis' Fall, seine Mutter kümmerten. Unsere Väter waren beide tot. Sie starben zu jung als geliebte Männer. Wir sind geprägt durch den Verlust unserer Väter und anderer Menschen. Vielleicht hat mich das überhaupt erst zu Travis hingezogen, das Gefühl, dass er verstand, dass Liebe und die Schönheit des Lebens real sind, dass aber jede Versicherung, dass sie ewig andauern werden, eine tröstliche Lüge ist.

Der Flug von New York war ruhig. Als ich Richtung Osten über Long Island flog, schaute ich hinunter und sah die nördliche und die südliche Abzweigung, die Kurve von Montauk, das dunkle Wasser des Block Island Sound unter den schäumenden weißen Bugwellen von Fischerbooten und Vergnügungsdampfern. Könnte Travis auf einem dieser Boote sein?

Ich entschied mich dafür und sah ihn vor mir, und er beobachtete mein Flugzeug, das über ihm flog.

So ist die Liebe. Man kann alles sehen. Dazu braucht man nur die richtige Art von Aufmerksamkeit. Als mein Vater mir Baseballspielen beibrachte, standen wir draußen im Hof, bis es dunkel wurde und die Glühwürmchen herauskamen. Er warf, und ich fing, oder er warf, und ich schlug. Er sagte: »Nimm den Blick nicht vom Ball, Liebling. Egal, was passiert, halte den Blick immer auf den Ball gerichtet.« So sieht man alles bei den Menschen, die man liebt – schau immer hin, bleib aufmerksam, schau auf den Ball und nicht auf die Glühwürmchen.

Also galt mein letzter Blick auf die Vereinigten Staaten Travis' Boot. Er und seine Familie kümmern sich um meine schlafwandelnde Schwester, während ich weg bin. Einen Ozean später landete ich in Rom, wurde von einem Fahrer in Empfang genommen und nach Sorrent gefahren. Zweieinhalb Stunden auf der Straße – eine Möglichkeit, darüber nachzudenken, was ich vorhabe.

Die lange Fahrt von Rom nach Sorrent, unter Jetlag leidend, mit quäkenden Hupen und einem Fahrer ganz nach dem Geschmack meiner Großmutter: ein Chauffeur in Uniform. Ich werde jetzt etwas klarstellen, nur damit Sie begreifen. Klatschkolumnen bezeichneten meine Mutter, bevor und nachdem sie das Land verließ, als »Lyra Nicholson, Erbin«. Jetzt sagen sie das Gleiche über Lucy und mich. Altes Geld, blaues Blut, Erbinnen des Nicholsonschen Silbervermögens. Wir beachten so etwas nicht. Meine Mutter bezeichnen sie nun als »zurückgezogen lebende Erbin«. Auch das ignorieren wir.

Meine Großmutter hatte es geschafft, den Chauffeur von ihrer Freundin Contessa Otavia Migliori zu leihen, die früher den Sommer in Newport, in Stone Lea, verbrachte, dem Besitz ne-

ben dem der Aitkens, den Eltern von Martha Sharp Crawford, auch bekannt als Sunny von Bülow. Noch eine tragische Familie aus Newport. Ich denke an Cosima, die Tochter von Sunny und Claus, deren Vater angeklagt wurde, versucht zu haben, ihre Mutter in den Weihnachtsferien zu ermorden, indem er ihr Insulin spritzte und sie dann allein im Zimmer bei offenen Fenstern und eisiger Seeluft zurückließ. Er wurde erst verurteilt und in zweiter Instanz freigesprochen.

Das ist das Schrecklichste, was ich je gehört habe, und es ist mir über die Jahre im Gedächtnis geblieben. Aber ich hörte meine Mutter einmal schreien, kreischen, dass etwas sie umbringe, alles töte, was in ihr sei. Selbst als Kind wusste ich, dass sie nicht über ein Messer oder eine Pistole oder eine Droge sprach. Sie meinte ihr Herz und ihre Seele. Sie verließ uns ungefähr eine Woche später. Und das echt Unge-rechte und Schreckliche daran ist, dass es ein paar Jahre dauerte, doch dass es schließlich mein Vater war, der sterben musste.

Egal, der Chauffeur der Contessa fuhr mich nach Sorrent, eine alte Küstenstadt von dunkler, zerfallender Schönheit. Ich war zu nervös, um sie zu bemerken. Lucy hätte es getan – sie liebt Antiquitäten, Geister und Architektur. Ich empfand Schuldgefühle; vielleicht hätte ich meine Schwester mitnehmen sollen. Wird es Lucy ohne mich in diesem Sommer gutgehen? Wir stehen uns sehr nahe. Schon so lange sind wir füreinander die wichtigsten Menschen.

Doch die Alternative war, sie mitzunehmen, ohne zu wissen, was mich erwartet. Was, wenn unsere Mutter uns wieder zurückweisen würde? Ich bin stark. Ich habe Travis. Doch Lucy ist meine kleine Schwester. Ich will sie beschützen.

Die Limousine schlängelte sich den Hügel hinunter zum Hafen. Helle Boote lagen am Kai und erinnerten mich an New-

port. Ich öffnete das Fenster, um die Seeluft zu schmecken. Der Chauffeur schien zu wissen, wohin es ging.

Er fuhr den Kai entlang, vorbei an Läden, die Muschelschmuck, bunte Pareos und fein gewebte Sonnenhüte verkauften. Ich sah Stände mit frisch gefangenem Fisch, deren glitzernde Körper in Algen gelegt waren, ihre gelben Augen ausdruckslos und blind. Der Geruch von starkem Kaffee stieg mir in die Nase, als wir an einem Café vorbeifuhren. Ich wollte welchen, ertrug es jedoch nicht, anzuhalten, bis ich sehen konnte, ob sie gekommen war, um mich abzuholen.

Wir fuhren zwischen zwei Steinsäulen hindurch auf einen Anlegesteg aus Holz. Er sah aus wie eine Verladezone – Fischerboote und kleine Lastenkähne waren vertäut, und Lastwagen mit Vorräten für die Inseln parkten am Rand. Metall und Wind: Flaggleinen knatterten an Masten, Hafenarbeiter schwingen große Eisenhaken. Wir hielten am Ende des Piers an. Ich stieg aus. Es fühlte sich gut an, die Beine auszustrecken, doch in meiner Brust schien ein Bleigewicht zu liegen. War meine Mutter gekommen, um mich abzuholen? Würde ich sie gleich sehen?

Der Chauffeur legte meine Taschen in ein gelbes Holzboot, das an die mit Seepocken bedeckten Pfosten angebunden war. Ein alter Mann in einem blauen Hemd und zerknitterten Khakihosen, dessen Gesicht gebräunt und faltig und dessen Haar schlohweiß war, ergriff die Taschen und verstaute sie unter einem lackierten Holzsitz. Ich stand am Kai und starrte den Mann an.

»Hallo, Pell«, sagte der Mann mit einem englischen Akzent.

»Kommen Sie, ich bring Sie zu Ihrer Mutter.«

»Sie ist nicht hier«, stellte ich dümmlich fest.

»Nein«, erwiderte er ohne Erklärung. Ich war erregt, und er konnte es erkennen. Mit scharfen blauen Augen blickte er

mich an. Er füllte das Schweigen nicht mit Ausreden wegen Kopfschmerzen, einem wichtigen Anruf, einem Erdbeben, einer Heuschreckenplage, einer von vielen Gründen, die sie hätten abhalten können. Er hob die Hand und bot mir an, mir vom Kai ins Boot herabzuhelfen.

»*Buon viaggio*«, sagte der Chauffeur zu mir.

Ich dankte ihm. Ich gab ihm kein Trinkgeld, da ich wusste, dass meine Großmutter mit der Contessa eine Vereinbarung getroffen haben würde. Dann ergriff ich die Hand des alten Mannes und trat hinab vom Kai in das gelbe Boot.

»Ich bin Max Gardiner«, stellte er sich vor.

»Ihr Nachbar«, ergänzte ich. Ich hatte den Namen schon vorher gehört, in Briefen über Capri, die ausländische Inselgemeinschaft, all die Künstler und Intellektuellen, die Denker und Schriftsteller, die sie so faszinierten, die sie aus den USA und aus England auf die Insel gelockt hatten, die ihre Freunde und Gefährten geworden waren, in ihrem Wunsch, sich von der Welt zu isolieren. Von ihren Töchtern, Lucy und mir. Max besaß das Land neben ihrem.

»Ja«, antwortete er. »Jetzt halten Sie sich fest. Seien Sie auf Wunder gefasst.«

Wunder? Hatte er das wirklich gesagt? Ich zwang mich zu einem höflichen Lächeln, das den Schmerz verbarg, den ich empfand. Das Meer war nichts Neues für mich. Ich hatte schon vorher Inseln besucht. Ich war jeden Sommer meines Lebens auf Booten gewesen. Jetzt war ich auf dem Weg, Zeit mit einer Frau zu verbringen, die mich nie gewollt hatte und die mich auch jetzt nicht wollte.

Um mitzuhelfen und ihm zu zeigen, dass ich mich mit Booten auskannte, löste ich den Palstek und setzte mich dann hin, während er losfuhr. Der Motor stotterte. Heller Tag, strahlend blauer Himmel, glitzernde See.

Es hätte Newport sein können, diese Atmosphäre aus Meer, Jachten, klassischen hölzernen Arbeitsbooten mit Netzen, die von Fischschuppen schimmerten. Ich dachte an Travis, der sich in einer Zeitzone sechs Stunden hinter meiner befand. Er wäre jetzt von einer Nacht des Fischens zurückgekommen und würde inzwischen in seinem Familiencottage auf dem Gelände der Newport Academy schlafen. Ich hoffte, dass meine Schwester auch schlief. Da gab es diesen Vorfall, als sie wie im Traum nach Italien aufbrach, etwas, von dem wir hofften, dass es sich nicht wiederholen wird. Ich presste den Rucksack fest an meine Brust. Er fühlte sich stark und tröstlich an. Ich hatte ihn mit Büchern, Briefen und Bildern der Menschen, die ich liebe, gefüllt.

Wir verließen tuckernd den Kanal. Ich hörte einen Atemzug aus dem Wasser gleich unter dem Dollbord – ein schnelles, fröhliches Einatmen, dann ein eiliges Ausatmen. Delphine schwammen neben unserem gelben Boot. Ich sah über die Schulter zu Max. Hatte er das mit dem Wunder gemeint? Er lächelte mich an und zeigte geradeaus.

»Diese Chance bekommt man nur ein Mal«, meinte er.

»Was für eine Chance?«, fragte ich.

»Das erste Mal auf Capri anzukommen. Ich fühle mich privilegiert, weil ich Zeuge davon werde.«

Es ist eine Insel, wollte ich sagen. Weit weg von zu Hause. Ein Berg, ein Hafen. Meeressäugtiere, ja, aber keine Lucy, kein Travis. Ich sah wieder nach vorn, saß stoisch da, während das Boot Fahrt aufnahm.

Und während ich nach vorn starrte, sah ich es: die weißen Felsen des Monte Solaro, zerklüftet vor dem saphirblauen Himmel, stürzten sie steil hinab in die leuchtende See. Ich roch Limonen, Verbene und Pinien, deren Duft vom Wind zu mir getragen wurde. Terrassen mit Olivenwäldchen, deren

Blätter silbern in der Sonne blitzten. Capri erhob sich aus dem Wasser, und ich erkannte, wie oft ich hiervon geträumt hatte. Die Insel war der schönste Ort, den ich jemals gesehen hatte, und nicht nur wegen der Landschaft.

Weil meine Mutter hier lebte.

Max hatte die Villa kurz vor der Dämmerung verlassen. Er hatte die breite Steinterrasse überquert, war die steile, sich windende Treppe hinunter- und zwischen Oliven- und Feigenbäume hindurchgegangen. Die Insel erhob sich terrassenförmig über der Bucht von Neapel. Max benutzte eine Taschenlampe, doch er hätte seinen Weg mit verbundenen Augen gefunden – er war zweiundsiebzig Jahre alt und hatte die Hälfte seines Lebens hier verbracht. Capri war so unglaublich schön. Er wollte schreien, die Insel wecken, Lyra, Rafe, allen Insulanern sagen, sie sollten die Augen aufmachen. *Liebt euch, seid glücklich, das Leben ist kurz!*

Zwei Ebenen unterhalb der Villa war er an dem kleinen weißen Haus vorbeigegangen, hatte ein Licht brennen sehen. Lyra war schon aufgestanden und hielt Wache. In der vergangenen Nacht hatte der Mond niedrig am Himmel gestanden und silbriges Licht über das Wasser strömen lassen, das den Gezeiten folgte. Die Ebbe war heimtückisch, wenn das Wasser sich zweimal im Monat bei Neu- und Vollmond zurückzog und Felsen und gestrandete Meereswesen in Gezeitentümpeln freigab, die sich erst füllten, wenn sich der Mondzyklus wieder vollendete.

Als er nun das gelbe Boot von Sorrent aus zurücksteuerte, hatte er Pell sicher und gesund auf ihrem Weg zu Lyra dabei. Max sah seinen Enkel an der Felsküste entlanggehen und wirbellose Tiere retten. Capri war eine blaue Luftspiegelung, das Massiv des Monte Solaro schwebte über dem Meer. Max

blickte hoch und suchte das weißgekalkte Haus auf dem Hügel. Sonnenlicht glitzerte auf dem Fernglas, das Lyra hielt, die zwischen den Olivenbäumen stand.

»Sie wartet auf dich«, sagte er.

»Meine Mutter«, erwiderte Pell.

»Ja«, bestätigte Max. Er drosselte den Bootsmotor und steuerte den privaten Landesteg an.

»Wo?«, fragte sie und schirmte die Augen ab.

»Da oben.« Max zeigte hin.

Pells Gesichtsausdruck ließ sein Herz einen Schlag aussetzen. Er fragte sich, ob Lyra durch das Fernglas das volle Ausmaß ihrer Wirkung auf ihre Tochter abschätzen konnte. Das junge Mädchen hatte den Kopf – die Lippen geöffnet – in den Nacken gelegt. Es lag Freude in der Hoffnung.

Während Max anlegte, sprangen die Delphine hoch und tauchten wieder ab, schwammen davon. Delphine waren emotionale Wesen, genauso wie Menschen. Sie waren fähig zu Liebe und großer Treue und blieben ein Leben lang zusammen. Wenn sie jemals von ihren Kindern getrennt wurden, das eine dem anderen entrissen, trauerten und klagten die Eltern. Er hatte das bei Delphinen beobachtet, genauso wie bei Menschen.

»Bereit?«, fragte er Pell.

»Bereit.«

Er sah sich um, brauchte Hilfe mit den Tauen, doch Rafe schien verschwunden zu sein. Also kletterte Max auf den Holzsteg und band das Boot fest.

Lyra stützte die Ellbogen auf die Mauer, um sich zu beruhigen. Schließlich drückte sie das Fernglas an die Augen. Max vertäute das Boot. Und weiter vorn im Bug saß ein schönes junges Mädchen. Eine schockierende, hinreißende, atembe-

raubende Schönheit. Langes schwarzes, nach hinten gebundenes Haar, dessen Strähnen ihr Gesicht umspielten. Pell starrte hinauf zum Hügel, als ob sie Lyra hinter der Steinmauer sehen könnte, und vielleicht konnte sie das auch. Selbst als Baby schon hatte sie diesen gebannten, suchenden Blick gehabt.

Der Anblick ihrer Tochter ließ jeden Muskel in Lyras Körper zucken, als ob ihre Haut ganz eigene Erinnerungen hätte. Sie fühlte einen Druck auf und nicht in ihrer Brust: ein sechs Pfund und zweihundert Gramm schweres Gewicht. Pell, gerade geboren, nass und glitschig, heiß wie Kohle, brüllend. Lyra hatte ihre Tochter gehalten. Taylor war auch da, stand neben ihnen, doch der Moment gehörte Lyra und Pell. Man bekommt nicht jeden Tag eine Tochter, und so sehr man auch ihren Vater lieben mag, er wird nie diese besondere Verbindung spüren.

Während sie in ihrem italienischen Garten stand, starrte Lyra Davis hinab auf das kleine gelbe Boot und dachte an jenes winzige Baby. Sie stellte sich das Mädchen vor, das aus dem Baby geworden war. Pell war sechs Jahre alt gewesen, Lucy vier, als Lyra gegangen war – zehn Jahre, seit Lyra ihre Töchter das letzte Mal gesehen hatte.

Lyra blickte hinab, sah zu, wie Max Pell auf den Steg half, konnte sich kaum zurückhalten. Ihre Tochter war schlau; Lyra wusste das, weil sie alle ihre Noten, Punkte und Zeugnisse von der Newport Academy erhielt. Sie hatte einen brillanten Intellekt; mehrere ihrer Lehrer sagten das. Doch sie war so jung. Mit sechzehn Jahren mochte sie an Hoffnung glauben, an Erlösung, an die Möglichkeit der Vergebung. Lyra wusste, dass Pell versuchen würde, zu verzeihen, zu verstehen, sich in ihre Mutter hineinzusetzen.

Doch der Körper erinnerte sich. Daran konnte man nichts ändern, all die verpassten Umarmungen und Küsse, das ver-

säumte Haarebürsten, die Zeiten, da Pell und ihre Schwester Trost gebraucht hätten und ihre Mutter nicht da gewesen war, um ihn ihnen zu geben. Die kalten Winter ohne Lyra, um ihnen in ihre Schneejacken zu helfen, und jener Dezembertag, als sie Pell zur Brücke gebracht hatte.

Lyra wusste, dass diese Gefühle in Pell verborgen lagen, selbst wenn Pell es sich nicht eingestand. Diese Insel war alt, ihre Geheimnisse Jahrtausende älter als alles, was man sich in Amerika vorstellen konnte. Und sie hatte Lyra manch Grausames über Zeit, Illusionen und hoffnungslose Wünsche gelehrt.

Sie ging durch eine Lücke in der Mauer zu den Stufen. Vor Jahrhunderten erbaut, führten sie zu Max' Villa und hinunter zum Steg. Dicke Pinien, Jasmin und Rosmarin bedeckten den steilen Felshügel. Orangenblüten, wächsern und duftend, verborgen hinter glänzenden grünen Blättern.

Lyra eilte hinab. Die Stufen, die roh in den Felsen gehauen waren, bildeten einen steilen Abstieg. Ein eisernes Geländer, das teilweise verrostet war, war das einzige Hindernis vor einem tiefen Abgrund. Stimmen drangen vom Wasser herauf: Max', tief und mit einem englischen Akzent, und die eines Mädchens.

Pells.

Lyra lief über die Lichtung, tauchte zwischen Pinien und Weinreben auf und stand oben auf dem Felsvorsprung. Sie sah Rafaele wie erstarrt im Schatten neben dem Bootshaus kauern; sie ging an ihm vorbei, und er bückte sich und verschwand. Max und Pell hieften ihre Taschen aus dem Boot auf den Steg. Lyra zögerte eine Sekunde und beobachtete sie. »Pell«, sagte sie dann.

Hatte sie überhaupt gesprochen, einen Laut hervorgebracht? Alles schien in ihrer Kehle festzustecken – Worte, der Name

ihrer Tochter, ihr Herz. Blätter raschelten, und Wellen schlugen an die Felsen. Max und Pell sahen in ihre Richtung.

»Pell«, sagte Lyra erneut.

Lyra machte langsam einen Schritt zum Steg hin. Ihre Augen nahmen die junge Frau, die da stand und nun so nahe war, auf: groß, schlank, feines dunkles Haar, cremig-blasser Haut und geheimnisvolle blaue Augen. Lyra stockte der Atem. Sie hob die Arme, streckte sie vor sich aus, umarmte die Luft.

Pells Füße donnerten über den Steg – es schien unmöglich, dass so ein zartes Mädchen so einen Lärm machen konnte. Sie sprang vom Steg hinab auf den vom Meer gewaschenen, schwarzen Felsen und blieb erst stehen, als sie einige Zentimeter von Lyra entfernt angekommen war.

Sie blickten sich an, was nicht leicht war, da Lyras Augen in Tränen schwammen. Dann, als ob sie sich aus der entferntesten, am längsten vergessenen Vergangenheit erinnerte, was sie tun musste, lehnte Pell sich vor in die Arme ihrer Mutter, und sie hielten einander lange fest.

2

In der Familie Nicholson wurden alle Ereignisse beim Mittagessen gefeiert. Obwohl ich also buchstäblich von dem Schreck und der Freude, meine Mutter zu umarmen, zitterte und nur wollte, dass es andauerte und dass wir allein wären, um zu reden, uns einfach nur wahrzunehmen, erzählte sie mir, dass um halb zwei das Mittagessen auf der Terrasse der Villa serviert würde.

»Die Villa?«, fragte ich. Ich konnte den Blick nicht von meiner Mutter abwenden.

Ich wollte ihre Wange berühren. Sie und ich wiesen dieselben Farben auf – sehr dunkles Haar und blaue Augen. Ihr Haar hatte vorn eine weiße Strähne, schockierend und glamourös. Um ihre Augen und den Mund waren Falten. Die makellose Haut, an die ich mich erinnerte, war beschädigt, und das ließ mich sie nur noch mehr lieben. Doch dann überspülte mich diese schreckliche kalte Woge – sie war so lange von mir weg gewesen. Ich war von einem Kind zu einer jungen Frau geworden. Was für Veränderungen nahm sie an mir wahr?

»Ja«, sagte sie, »Max' Villa, gleich oben auf dem Hügel. Er hat es freundlicherweise angeboten.«

»Seid ihr beiden ...?«, fragte ich untypisch geradeheraus; ich schrieb das dem Jetlag zu.

»O nein«, antwortete sie. »Absolut nicht. Wir sind nur sehr gute Freunde. Er ist eine Art Vaterfigur.«

Das stimmte. Ich hatte Max' Alter bemerkt, als wir im Boot saßen. Aber es ging eine Art Funkeln von ihm aus, wie man es selten sah – nicht nur von den Augen, sondern von seinem ganzen Wesen. Als ob alles in ihm, jedes Molekül, sich für die Welt, die ihn umgab, interessierte. Er erinnerte mich an jemand sehr viel Jüngeren, der noch voller Neugierde war. Mehr noch – und es ist seltsam, das über einen Mann zu sagen, den ich gerade kennengelernt hatte – schien es, als ob er noch nie vom Leben enttäuscht worden wäre. Er strahlte Hoffnung und die Erwartung aus, dass alles gut würde. Ich mochte ihn.

Meine Mutter führte mich herum. Der wunderbare, umwerfende Ausdruck von – ich werde es Liebe nennen –, den sie auf dem Steg gezeigt hatte, war wieder verstaut worden. Nun war sie korrekt, gemessen, als ob wir beinahe Fremde wären; was wir ja tatsächlich auch waren. Wir sprachen vorsichtig, ließen einige Zentimeter Abstand zwischen uns. Wenn dies ihre übliche Haltung war, zumindest Gästen gegenüber, erinnerte sie mich an meine Großmutter.

»Das ist mein Haus«, sagte sie. »Ich hatte eine Wohnung in Capri, als ich damals auf die Insel kam, aber nur für einige Monate. Ich lebe seitdem hier in Anacapri. Die abgelegene Stadt auf der Insel. Höher auf dem Berg, schwerer zugänglich.«

Ich nickte, sagte nichts, war aber überrascht. Ich kannte natürlich ihre Adresse, doch bis jetzt hatte ich keine Beziehung gehabt zu dem, was Anacapri war. Meine Mutter hatte die ruhigere Stadt gewählt? Als sie uns, meinen Vater, meine Schwester und mich, verlassen hatte, sagte meine Großmutter, dass sie mehr »Action« gebraucht habe. Und natürlich einen Haufen Männer.

Wir gingen in dem kleinen weißen Haus umher. Die Mauern waren dick, die gewölbten Fenster schauten hinaus aufs Meer.

Eine große Terrasse hing über dem Abgrund und lag direkt über der Klippe. Sechs Stühle standen um den Tisch; die Kissen waren hellblau; ich fragte mich, ob meine Mutter hier oft aß und wer bei ihr war. Blumentöpfe standen überall herum, und Ranken von Japanischem Wachs, Clematis und Bougainvillea hingen an den Wänden. Ich stellte mir vor, dass sie einen Gärtner haben musste.

Ein altes Teleskop aus Kupfer, auf einem Stativ mit dünnen Beinen, war gegenüber der Bucht aufgebaut. Die Reichweite zog mich an; ich stellte mich daneben und fragte mich, warum es so ein komisches Gefühl in mir weckte. Sie bemerkte, wie ich es ansah; der Ausdruck ihrer Augen gab mir das Gefühl, ich sollte mich zurückhalten. Vielleicht war das Teleskop wirklich wertvoll, und sie hatte Angst, ich könnte es umwerfen.

Das Wohnzimmer im Haus war in verblasstem Korallenrot gestrichen worden, so dass ich mich wie im Inneren einer Muschelschale fühlte. Die Möbel waren mit weißen Hussen bezogen. Der Nicholson-Touch, der von meiner Großmutter stammte, war im ganzen Raum erkennbar: Porträts und Landschaften in vergoldeten Rahmen, überall Sterlingsilber. Ein Brieföffner auf dem Schreibtisch, geprägte Bilderrahmen auf dem Klavier und dort, auf dem Sideboard, das vertraute, geliebte Wildrosen-Teeservice mit Blumen, Blättern und Dornen, die zusammen mit dem Monogramm meiner Urgroßmutter das schwere Silber verzierten. Ich ging mit klopfendem Herzen geradewegs darauf zu.

»Du erinnerst dich?«, fragte meine Mutter.

»Wie könnte ich es vergessen?« Ich nahm das Milchkännchen zur Hand. Als ich klein war und kurz bevor sie ging, tat ich immer so, als ob das Kännchen die Teekanne wäre, da die echte Kanne für mich noch zu schwer war. »Wir haben Teepartys gefeiert«, sagte ich.

»Mit echtem Tee«, ergänzte sie.

»Ja.« Andere Mütter mochten ihren kleinen Kindern Apfel- oder Orangensaft gegeben haben, doch Lucy und ich bekamen echten Tee, Earl Grey, rauchig und zart. Sie, Lucy und ich saßen im Schneidersitz auf dem Boden und tranken aus durchscheinendem Haviland-Porzellan, das mit Blumen und Schmetterlingen bemalt war und auf dem sich Marienkäfer in den Blüten verbargen. Als meine Mutter uns verließ, behielten wir das Porzellan. Doch als ich nun auf das Teeservice starrte, wurde mir klar, dass mein Vater ihr das Silber geschickt hatte.

»Bist du müde von deinem Flug?«, fragte sie, als ich mich vom Sideboard abwandte.

»Ein bisschen.«

»Den Jetlag überwindet man am besten, indem man ein kurzes Nickerchen einlegt – weniger als eine Stunde lang. Wenn man länger schläft, ist man erledigt. Dann machst du einen langen Spaziergang ... wir können das nach dem Mittagessen bei Max tun.«

»Okay«, stimmte ich zu.

»Bist du ... willst du ...«, setzte sie an, erblasste und verstummte.

»Was?«, fragte ich und versuchte zu lächeln. Ich spürte, wie sich in meiner Brust ein Abgrund auftat.

»Ich habe so viele Fragen«, gestand sie. »So vieles, was ich über dich wissen will. Stehen du und Lucy euch nahe?«

»Sehr nahe. Sie ist die beste Schwester auf der Welt.«

»Sie war immer so süß und heiter«, meinte meine Mutter.

Sollte ich es ihr jetzt erzählen? Dass die Süße und Heitere ziemlich düster geworden war? Im Winter versuchte sie, mit dem Geist unseres Vaters in Kontakt zu treten. Natürlich erschien er ihr nicht. Sie ist tapfer, aber ich mache mir Sorgen,

dass sie das als Zurückweisung empfindet. Beide Eltern haben sie verlassen!

Diese Tatsache hat ihren Schlaf beeinträchtigt. Wenn sich ihre Augen endlich schließen und die Träume kommen, steigt sie aus dem Bett. Ihre Bewegungen sind anmutig, als ob sie erkennen kann, wohin sie geht. Doch das kann sie nicht; sie schläft. Sie schlafwandelt. Es könnte noch schlimmere Probleme geben, denn in letzter Zeit scheint es ernster zu werden ...

»Nun«, sagte meine Mutter verlegen, als ich nichts mehr über Lucy sagte, »möchtest du dich ausruhen?«

»Ja.« Plötzlich brauchte ich Luft. Ich trat auf die Terrasse. Als ich die Stufen hinunter in die Bucht blickte, sah ich den Typen wieder. Den schwarz Gekleideten, der in den Schatten herumgelungert hatte, als wir mit dem Boot hereinkamen, und der nun auf halbem Weg auf den steilen Steinstufen saß und auf die Bucht hinunterstarrte. Er sah nicht viel älter aus als ich. »Wer ist das?«, fragte ich.

»Ich sehe niemanden«, erwiderte meine Mutter, die nicht mal einen Blick auf das dichte Laub verschwendete. Das Telefon klingelte. Sie nahm den Hörer ab, und als ich wieder hinschaute, war der junge Mann in Schwarz verschwunden. Ich hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, jedoch bereits Gefahr, Heimlichkeit wahrgenommen. Ich habe eine blühende Phantasie, aber auch gute Instinkte. Ich war sicher, dass meine Mutter ihn gesehen hatte, es nur nicht zugeben wollte. Ich fragte mich, ob er ihr Liebhaber war.

»Das war Max am Telefon«, berichtete meine Mutter, als sie auf die Terrasse zurückkehrte. »Das Mittagessen ist abgesagt ...«

»Abgesagt?«, fragte ich.

»Etwas ist dazwischengekommen, und er hat gefragt, ob wir morgen Abend stattdessen bei ihm essen wollen.«

»Geht es ihm gut?«, fragte ich.

»Da bin ich mir sicher.« Sie lachte leise, so dass mir ein Schauer über den Rücken lief. Ich kannte das Lachen so gut und hatte es doch zehn Jahre lang nicht gehört. Plötzlich musste ich unbedingt allein sein.

»Ich bin ein bisschen müde«, sagte ich und blickte aufs Meer hinaus.

»Lass mich dir dein Zimmer zeigen«, schlug sie vor.

Sie führte mich durch die Loggia und durch Terrassentüren in ein gemütliches Zimmer. Die Wände waren weiß, und auf dem Bett lagen eine muschelrosafarbene seidene Tagesdecke und ein Berg blassblauer Kissen. Sie hatte mein Gepäck bereits neben den Schrank gestellt. Alles außer meinem Rucksack, den ich seit meiner Ankunft noch nicht abgesetzt hatte.

»Ruh dich aus«, sagte sie. »Ich wecke dich bald wieder.«

Ich nickte, und sie verließ das Zimmer. Mein Herz hämmerte – oder war es das Geräusch des Meeres, das an die Felsen unten schlug? Das Sonnenlicht fiel grell durch die offenen Türen. Es tat meinen Augen weh. Ich wollte Dunkelheit, wollte unter die Decken kriechen. Ich zog die Läden zu und schloss das Licht aus. Dann schlug ich die seidene Decke zurück und legte mich in das weiche Federbett.

Tränen begannen, mir die Wangen hinunterzulaufen. Ich vermisste Lucy und Travis, wollte sie beide, wollte sicher sein, dass Lucy in Sicherheit war.

Vor noch nicht langer Zeit, an einem frühen Morgen, bevor die Sonne aufging und als die Sterne noch am Himmel standen, hatte ich Lucy beim Schwimmen entdeckt. Im kalten Wasser, hinter der Brandungsgrenze, in ihrem Nachthemd.

Meine Schwester schlief tief und fest, und als ich sie zurück zur Küste führte, hatte sie keine Erinnerung daran, wie sie dorthin gekommen war. Bevor sie erwachte und während wir beide in der Bucht Wasser traten, sah sie mir direkt ins Ge-

sicht und sagte: »Mom!« Später erzählte sie mir, dass sie geträumt habe, sie sei nach Italien geschwommen, um unsere Mutter zu suchen.

Meine Mutter hatte uns verlassen. Eines Tages vor zehn Jahren verließ sie unser Haus in Grosse Pointe, Michigan, und kam niemals zurück. Das ist die einzige Tatsache, die mein Leben beherrscht. Alles andere – dass ich eine Schwester habe, dass ich einen Großvater hatte, dass ich Travis liebe, dass ich in der Schule gute Noten bekomme – ist notwendigerweise zweitrangig.

Weil eine Mutter, die ihre Töchter verlässt, diese auf tiefe und unauslöschliche Weise prägt. Die Abwesenheit unserer Mutter und der Tod unseres Vaters sind es, die meine Schwester daran hindern, zur Ruhe zu kommen.

Capri fühlte sich so weit weg von Newport an. Doch dann kam mir der Mensch in den Sinn, den ich wirklich vermisste, mehr als alle anderen: mein Vater. Taylor Davis. Sein gelocktes braunes Haar und seine warmen braunen Augen, die ausgeprägten Wangenknochen und das wunderbare Lächeln. Ich wollte sein Bild aus meinem Rucksack ziehen und es anschauen, doch ich fühlte mich, als ob mir von dem Jetlag schwindelte und ich praktisch halluzinierte, und außerdem weinte ich zu sehr, um mich rühren zu können.

»Wie hast du uns verlassen können, wie hast du uns nur verlassen können?«, flüsterte ich weinend und so erbärmlich, wie man sich nur fühlen konnte, und das Verrückte daran war, dass ich mir nicht sicher war, ob ich mit meiner Mutter oder mit meinem Vater sprach.

Die Villa Andria war ein wuchtiger, verfallener und abgeschiedener Ort der Geschichte, Schönheit, Liebe und Freude. Sie lag auf dem Gipfel des Hügels, in Sichtweite der Ruinen

von Tiberius' Palast. Sie war aus Stein erbaut, die Säulen waren von der salzigen Luft grün und schwarz geworden; Limonen- und Olivenwäldchen und ummauerte Gärten umgaben die Villa, die in der Luft über der Bucht von Neapel zu hängen schien.

Die Räume der Villa hatten einst zahllose Feste, Feiern, Rendezvous und Salons gesehen. Sie hatten einmal Kreativität willkommen geheißen und Max und seiner Frau Raum gegeben, ihre Kunst auszuüben. Doch diese Zeit und dieser Ort gehörten zur Jugend, zu seiner und der von Christina, und sie war nun schon seit Jahren tot. Altersdemenz hatte sie ganz langsam geraubt – drei Jahre lang, bevor sie starb. Auf ihren Gemälden sammelte sich der Staub, und Max hatte nicht mehr das Gefühl, dass noch ein Theaterstück in ihm steckte; sie waren alle schon geschrieben worden.

Max saß auf der großen Terrasse, die im Schatten der Pinien lag, die sich an den Felsen klammerten, und beugte sich über den Tisch. Er schrieb in ein schwarzes Notizbuch, dem letzten in einer langen Serie. Er bestellte sie bei einem Schreibwarenhändler in Florenz, dem Sohn des Mannes, der sie ihm früher geliefert hatte. Wenn Max jemanden gefunden hatte, mit dem er gern zusammenarbeitete oder den er einfach nur mochte oder an dem er irgendwie hing, hielt er für immer zu diesem Menschen. Treue ging ihm über alles. Das hatte sein Vater ihn gelehrt.

»Nun, ist dir das ›dazwischengekommen‹?«

Beim Klang von Lyras Stimme schlug sein Herz wie wild in seiner Brust. Doch er hob nur seinen Füller vom Papier und sah langsam auf. Sie stand auf der Terrasse, die Arme vor der Brust verschränkt; doch abgesehen von der weißen Strähne in ihrem ansonsten schwarzen Haar, sah sie aus wie ein beleidigtes College-Mädchen.

»Warum bist du nicht bei Pell?«, fragte er.

»Sie ruht sich aus.«

»Aha.« Er wandte sich wieder seinem Notizbuch zu. Keine Theaterstücke mehr, aber viele Gedanken. Er wollte den Absatz beenden, an dem er gerade geschrieben hatte; seltsamerweise – oder vielleicht auch nicht – betraf er Lyra.

»Du hast das Mittagessen abgesagt«, sagte sie. »Bist du sauer auf mich?«

»Natürlich nicht.«

»Magst du Pell nicht?«

Der Ton ihrer Stimme ließ Max erschauern. Genau das ist der Geist, dachte Max und verbarg ein Lächeln. Es gefiel ihm, dass Lyra ihre Tochter zu verteidigen suchte.

»Im Gegenteil«, erwiderte er. »Ich finde sie außergewöhnlich.«

Lyra setzte sich auf die Steinbank, ihr Lieblingsplatz, wie es auch Christinas gewesen war – sie hatte stundenlang dort vor ihrer Staffelei gesessen und die Bucht gemalt. Christina hatte ihre Wolkenstudien, ihre Ölgemälde von den Fischerbooten, ihre Wasserfarbenbilder der Pinien und Zypressen an genau diesem Ort geschaffen. Er spürte Lyras Blick und sah hoch, um ihr in die Augen zu sehen.

»Nun, du hast recht, aber wie willst du nach einer Bootsfahrt wissen, dass sie außergewöhnlich ist?«, fragte Lyra.

»Ich wusste es, noch bevor ich ihr begegnet bin«, erwiderte er.

»Sag bloß nichts Kitschiges«, warnte sie ihn. »Zum Beispiel, weil sie meine Tochter ist.«

»Das würde mir nicht im Traum einfallen.« Er neckte sie ständig, und sie nahm das Geplänkel so begierig auf, als ob er ihr Onkel oder ein alter Freund der Familie wäre.

»Woher weißt du es also?«, beharrte sie.

»Weil sie hier ist. Sie hat die ganze Reise gemacht, um dich zu sehen. Sie ist treu.«

»Ich verdiene das nicht«, meinte Lyra.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Das musst du nicht.« Lyra erhob sich. »Ich sage es mir selbst. Also, warum hast du nun wirklich das Mittagessen abgesagt? Geht es dir gut? Ich musste herkommen und mich vergewissern.«

»Mir geht es gut«, antwortete er, gerührt von ihrer Sorge.

»Hat es mit Rafaele zu tun? Ich habe ihn heute zweimal gesehen ... heute Morgen unten am Bootshaus, als du Pell geholt hast. Und gerade vor ein paar Minuten, von der Terrasse aus. Er war immer noch unten am Wasser, saß einfach nur da. Pell hat ihn auch gesehen. Sie hat nach ihm gefragt.«

»Und was hast du ihr gesagt?«

»Nichts.« Das Wort allein sagte alles.

Max starrte sie an. Wie konnte er jemanden lieben, der so anders war als Christina? Christina hätte Rafaele und seine Probleme zu den ihren gemacht, genauso wie Max. Sie hätte ihn geliebt und verwöhnt, hätte versucht, ihn zu verstehen, genauso wie er, als er noch ein Junge gewesen war. Rafe hatte sie stets in jeder Hinsicht fasziniert; sie hätte jeden nur erdenklichen Moment mit ihm verbracht, ihn und seine Dämonen an sich gezogen und beide gleichermaßen geliebt.

»Ich weiß, er ist dein Enkel«, sagte Lyra, »und ich weiß, er ist erst letzte Woche gekommen. Aber ich habe kein gutes Gefühl dabei, wenn er sich am Hügel herumtreibt.«

»Herumtreiben«, erwiderte Max. »Tut er das? Ich hätte gesagt, dass er ›nachdenkt‹. Weil er meistens mit den Netzen, im Bootshaus und auf dem Boot arbeitet.«

»Max, du siehst in jedem das Gute. Das heißt aber nicht, dass du recht hast. Christina hat immer gesagt, dass du so unschuldig bist. Jemand muss dich vor dir selbst schützen.«

»Vor Rafe, meinst du?«

»Max, wie kannst du ihn nur bei dir wohnen lassen, nach dem, was er getan hat? Ich verstehe es nicht.«

»Er ist mein Enkel. Und Christinas. Sie würde ihn nirgendwo anders als hier wohnen lassen.«

»Ich kann nicht vergessen, was er getan hat, und begreife nicht, wie du das kannst. Ich will ehrlich zu dir sein – ich will ihn nicht in Pells Nähe haben. Du hast gesagt, er wäre heute beim Mittagessen nicht dabei ...«

»Wenn es um Geselligkeit geht, musst du dir keine Sorgen machen. Es ist seine Entscheidung, sich der Gruppe nicht anzuschließen«, sagte Max. »Wie er mir erklärte, als er gekommen ist, hatte er das Bedürfnis, sich zurückzuziehen.«

»Nun, ist er der Grund, weshalb du das Mittagessen abgesagt hast?«, fragte Lyra.

Max blickte sie an. Warum war sie so begriffsstutzig? Er sah in Lyra Davis alles, was sie nicht selbst in sich sehen konnte. Er hatte zugesehen, wie sie das Haus für Pell vorbereitet hatte: Wie sie das Familiensilber hervorholte, die schwarzen Flecken wegpolierte und dabei offenbar hoffte, dass Pell sich an ihre Teepartys in Grosse Pointe, an ihre gemeinsamen Zeiten erinnern würde. Sie hatte brandneue üppige Bettwäsche in den Farben bestellt, die Pell als Kind geliebt hatte – kindliche Schattierungen in Rosa und Blau.

Das wird es nicht bringen, mein Liebling, hatte Max sagen wollen. Dinge sind der Aufgabe nicht angemessen. Wirf das Silber von der Klippe. Nimm dein Kind in die Arme, packe es nicht in Leinen aus Rom.

»Nein, es hat nichts mit Rafe zu tun«, antwortete er und blickte dabei in ihre schönen blauen Augen, blauer als das Meer oder der Himmel; er wollte, dass sie es selbst begriff.

»Warum hast du dann abgesagt?«, beharrte sie nach einem langen Moment, wollte ihn zwingen, es ihr zu sagen.

»Damit du und Pell allein sein könnt«, erwiderte er schließlich. »Damit du mit deiner Tochter an ihrem ersten Tag hier Zeit verbringen kannst.«

Das war es, genauso, wie er gewusst hatte, dass sie sich schämen würde, weil sie es nicht erkannt hatte. Sie errötete, sie war ganz eindeutig wütend, drehte sich um und verließ die Terrasse. Er sah ihr nach, wie sie rasch durch die Limonenbäume zu den Stufen ihres eigenen Hauses ging. Sein Herz brach, da er wusste, dass ihre Wut sich eigentlich nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst richtete.

Wie sooft, wenn er Lyra Davis' Schmerz und unterschwellige Selbstzerstörungstendenz, was ihre beiden Töchter anging, betrachtete, dachte er an Lyras eigene Mutter. Max war ihr nur ein Mal begegnet, ganz am Anfang von Lyras Aufenthalt hier auf Capri. Sie hatten alle etwas im Hotel Quisisana getrunken, und Christina war gegangen und hatte gesagt, Edith Nicholson sei ein Ungeheuer. Max hatte sie eher für eine Karikatur einer gewissen Art amerikanischer Grande Dame gehalten.

Doch egal ...

Die Basis allen Schmerzes, der Schaffung von Ungeheuern, die Quelle von allem, was böse in der Welt zu sein schien, war mangelnde Liebe. Sie trieb Menschen dazu, sich selbst zu hassen. Wenn Lyra nur erfahren könnte, was er in ihr sah. Christina hatte es zuerst gesehen; vielleicht war es die Hingabe seiner Frau an die jüngere Frau gewesen, die ihm erst die Augen für sie geöffnet hatte.

Und als er zugesehen hatte, wie Lyra Christina während ihres Verfalls gepflegt hatte, sie geliebt hatte, sogar als ihr alles entglitt, waren Max' Gefühle nur gewachsen. Er schloss sein Notizbuch, schraubte seinen Füller zu und ging zum zweiten Mal an diesem Tag die steilen, schmalen Stufen zur Bucht hinunter.